



Wohnen im Alter  
– oder was läßt sich aus dem Rätsel der Sphinx von Theben ableiten?

Prof. Dr.-Ing. Gerhard Loescheke  
Freier Architekt BDA/DWB  
Klauprechtstr. 2  
76137 Karlsruhe  
T 0721 811874  
F 0721 812784

"Es gibt auf der Welt ein Zweifüßiges, ein Vierfüßiges und ein Dreifüßiges, das als einziges Lebewesen seine Gestalt ändert. Wenn es sich mit den meisten Füßen fortbewegt, ist seine Schnelligkeit am geringsten."



Das wohl älteste Rätsel der Welt aus der griechischen Mythologie, das die verschiedenen Lebensphasen des Menschen beschreibt, ist nach wie vor thematisch aktuell und hat in keiner Weise an universeller Bedeutung verloren. Analysiert man es, so werden mehrere Parameter an diesem Rätsel verdeutlicht:

- Der Mensch verändert sich in jeder seiner Lebensphasen hinsichtlich Motorik und Mobilität.
- Der Mensch wandelt sich hinsichtlich seiner Morphologie und Anthropometrie.
- Die Bewegungsabläufe und damit die räumlichen Bedürfnisse verändern sich.
- Im Alter erleichtern ihm Technische Hilfen die Mobilität;

- Die Fortbewegungsgeschwindigkeit variiert in den verschiedenen Lebensphasen
- Das Gesichtsfeld und die Blickperspektive verändert sich in Abhängigkeit von der Morphologie und damit auch die Umweltwahrnehmung.

Nachvollziehbar ist, daß diese Parameter in jeder Hinsicht Konsequenzen auf die Entwicklungen in der Architektur, im Städtebau und im Produktdesign haben, auf die gleichermaßen reagiert werden muß. Doch müßte man an sich das Rätsel der Sphinx um die Aspekte der Kognition und der psychischen Konditionierung erweitern und die Sensorik miteinschließen und dies insbesondere deshalb, da sich die Menschen in unserer Zeit einer erheblich höheren Lebenserwartung erfreuen. Die dazu gewonnenen Jahre wollen sie soweit wie möglich mit Leben erfüllen.

In der Vergangenheit gab es immer wieder Versuche, für architektonischen Planungen "modulare" Maßsysteme in Abhängigkeit zum Maß des menschlichen Körpers zu entwickeln. Als bekanntester Name ist hier Le Corbusier mit seinem "Modulor" zu nennen. Es liegt nahe, analog zu diesen fiktiven Idealmaßen, Überlegungen anzustellen, in wie weit man im Sinne eines "Designs für Alle" Ansätze finden kann, allgemeingültigere Grundlagen zu finden.

Mit dem "Humanscale" von Nils Diffrient sind bereits in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts auf naturwissenschaftlicher Basis Anfänge gemacht worden, indem bei der Auflistung anthropometrischer Daten auch Kinder, ältere und kleinwüchsige Menschen einbezogen wurden. Damit stehen zumindest Daten zur Verfügung, auf die zurückgegriffen werden kann. Leider geht es hier vorerst nur um das Thema der körperlichen Maße. Im Prinzip kann man diese jedoch bereits als ersten Schritt zum "Universellen Design" betrachten, das heute in aller Munde

ist aber häufig auch als Alternativbezeichnung für das "Barrierefreie Bauen" oder das "Barrierefreie Design" benutzt wird. Dabei werden die Bestrebungen des Universellen Designs vernachlässigt, Standardprodukte und die räumliche Umgebung für alle Menschen zugänglich zu gestalten, d. h. über rein technische Aspekte hinaus, auch auf soziale Dinge wie beispielsweise Stigmatafreiheit besonderen Wert zu legen. So wird insbesondere gefordert, daß auch die formale Gestaltung auf eine breite Akzeptanz gestellt wird. Damit wird die Zielgruppendefinition an die Realität der Gesellschaft angepaßt.

Wesentlich ist, nicht die Integration einer außenstehenden Gruppe als Ansatz zusehen – wie das Barrierefreie Bauen oder das Barrierefreie Design noch impliziert -, sondern von vornherein die integrierte Gesamtheit der gesellschaftlichen Struktur vor Augen zu haben. Der Terminus "Inclusive Design" möchte diese Sichtweise veranschaulichen.

Im Kontext der Thematik "Wohnen im Alter" wird häufig der soziologische Bezug in den Vordergrund gestellt. M. E. ist dieser jedoch isoliert betrachtet und überbewertet. Es gibt nicht den Typus "alter Mensch"! Seine sozialen, kulturellen, psychologischen und ergonomischen Bedürfnislagen sind genauso breit gefächert, wie die aller anderen Gruppen. Natürlich kann man für diese Vielzahl von Gruppen entsprechend spezifische Wohnformen vorhalten – und es gibt ja auch inzwischen eine große Reihe hiervon -, es zeigt sich jedoch auch, dass "Speziellösungen" im Sinne von Maßanzügen nur kurzfristig ihre Berechtigung haben. Die "sozialromantischen" Konzepte für eine Unzahl von neuen Wohnformen gehen häufig am Bedarf vorbei. Es wird immer wieder deutlich, daß Menschen auch im Alter in ihrer angestammten Wohnung verbleiben und in ihrem sozialen Netzwerk verwoben bleiben wollen. Fast immer sind es baulich technische Kriterien, weswegen ein Mensch seine Wohnung im Alter aufgeben muß. Mittlerweile gibt es einen fast flächendeckenden ambulanten

Service, so daß der betreuerische Aspekt nicht vordergründig alleine einen Umzugsaspekt darstellt.

Strategisches Ziel kann eigentlich nur sein, den heutigen Wohnungsbau umfassend anpassungsfähig und allgemeingültig zu gestalten, um – im Sinne des universellen Gedankens" - den Anforderungen aller Generationen und Nutzer hinsichtlich ihrer jeweils vordringlichen Bedürfnislagen und Wohnvorstellungen gerecht werden.

In der Schweiz wird daher seit geraumer Zeit der sogenannte "anpassbare Wohnungsbau" praktiziert, der sich durch außerordentlich hohe Flexibilität und durch ein Mindestmaß an "Barrierefreiheit" charakterisieren lässt. Daß damit auch andere Faktoren – wie insbesondere die Nachhaltigkeit – mit berücksichtigt werden, soll in diesem Zusammenhang hervorgehoben werden. Auch die Werthaltigkeit einer Immobilie steht letztendlich mit ihrer Flexibilität in direkter Korrespondenz.

Wir kommen nicht umhin, auch in diesem Zusammenhang die Normen zum barrierefreien Bauen, die sich gegenwärtig in der Phase der Novellierung befinden (künftig DIN 18040, Teil 1 und Teil 2) zu erwähnen. Hier wird gerade m. E. wieder ein entscheidender Fehler gemacht, indem der Wohnungsbau differenziert wird zwischen "normalen" barrierefreien Wohnungen und "rollstuhlgerechten" barrierefreien Wohnungen. Dies kann nur im Sinne der Eingliederung von Menschen mit Behinderungen bzw. im Sinne eines Universal Designs kontraproduktiv sein, da hier wieder Menschen in Gruppen mit besonderen – d. h. spezifizierten Bedürfnissen – unterteilt werden, für die spezifisch Angebote vorgehalten werden müssen. Das Problem verstärkt sich noch zusätzlich, indem die "barrierefreien und rollstuhlgerechten" Wohnungen erheblich flächenaufwendiger sind und daher aufgrund der hohen Mietkosten schwer an die Zielgruppe zu

vermieten sind. Es sollte nicht unerwähnt bleiben, daß in keinem anderen europäischen Land eine solche Differenzierung vorgenommen wird. Es erstaunt, daß nicht überprüft wird, in wie weit durch geschickte Planung – wie beispielsweise durch sinnvolle Überlagerung von Verkehrs-, Nutz- und Bewegungsflächen, durch die geeignete Proportionierung und Dimensionierung von Räumen, die eine Nutzungsflexibilität ermöglichen und durch eine gezielte Vorkehrung für Nachrüstungsmaßnahmen mehr Nachhaltigkeit erreicht wird. Hierzu gäbe es durchaus Möglichkeiten in der Norm entsprechende Planungs determinanten anzubieten. Eigene Studien haben gezeigt, daß es mindestens eine grundsätzliche Rollstuhltauglichkeit geben kann, die quasi ohne zusätzliche Wohnflächen zu erreichen ist und nicht anders ist auch der "anpassbare Wohnungsbau" in der Schweiz zu verstehen. Für den Architekten muß klar sein, daß er die anderen notwendigen Bewegungsabläufe – nicht nur die Bewegungsflächen - von Rollstuhlbenutzern bei der Planung mitbedenken muß, um günstige und wirtschaftliche Wohnungsgrundrisse zu konzeptionieren.

Die Thematik flächeneffektive Grundrisse bei gleichzeitiger Barrierefreiheit zu entwickeln kann nur ein Gedanke sein. Der ganzheitliche Ansatz, wie er im Rätsel der Sphinx von Theben steckt, sollte natürlich zumindest ansatzweise auch berücksichtigt werden. Grundsätzlich kontraproduktiv im Rahmen des "Wohnens im Alter" ist, wenn Wohnungen "barrierefrei" aussehen, indem der klinisch-technische Charakter in den Vordergrund gerückt wird. Eine Zielgruppe, die nie auf ein "Nischenprodukt" angewiesen war, hat um so mehr (psychologische und soziale) Barrieren, auf solche zurückgreifen zu müssen. Die heutige ältere Generation sowie alle künftigen werden immer weniger bereit sein, solche Angebote zu akzeptieren. Da nützt es auch nicht, diese Gruppe mit romantischen Worten zu begleiten wie "Best-Ager", "50+", "Silberne Generation" usw. Es gilt die Menschen hinsichtlich ihrer Bedürfnislagen ernst zu nehmen und eine adäquate Antwort zu finden.

Geht es um das Wohnen im Alter, ist die Sanitärraumgestaltung eine zentraler Fragestellung, die nicht ohne Reflexion bleiben sollte. Ungeeignete Sanitärräume geben häufig Anlaß für einen ungewollten Umzug. An dieser Frage entscheidet sich häufig, ob eine Selbständige Lebensführung noch möglich ist. Es handelt sich im wesentlichen um die Ergonomie im Hinblick auf erweiterte Anforderungen an Bewegungsraum, Bewegungsablauf, Greifbereich und Feinmotorik. Die Entwicklungen der Barrierefreiheit der vergangenen Dekaden geben gegenwärtig das Bild einer stigmatisierenden Umwelt, die sich insbesondere in der technischen Ausrüstung von Sanitärräumen widerspiegelt. Es gilt für ältere Menschen Sanitärräume mit dem selben gestalterischen Standard anzubieten, wie dies allgemein nachgefragt wird. So werden diese Ausstattungen als Komfortangebot angenommen und nicht als Zeichen der Behinderung abgelehnt – ein Aspekt, der im Übrigen auf alle Lebensbereiche zu übertragen ist. Verbesserte Ergonomie für eine Nutzergruppe bringt immer Erleichterungen und Komfort für alle anderen. Zudem läßt sich die Frage stellen, ob ein DIN-gerechter Sanitärraum a priori in jedem Fall das Maß aller Dinge ist oder sind alternativ nicht über vorausschauende Planung Grundlagen möglich, die eine spätere (schrittweise), individuelle und bedarfsgerechte Anpassung ermöglichen. Es gibt nicht den DIN-gerechten Behinderten!

Das Thema "Wohnen im Alter" endet nicht vor der Wohnungs- bzw. Haustür, sondern muß genauso den Städtebau und den öffentlichen Bereich miteinbeziehen. Klassische Forderungen wie Schaffung von ausreichenden Sitzgelegenheiten sind zwar adäquat aber nur als erste Schritte zu sehen. Es geht darum, sich bewußt zu werden, für Fußgänger keine Schikanen zugunsten des Autoverkehrs einzubauen bzw. die Belange der Fußgänger sinnvoll zu gewichten. Es muß in der Gesamtheit eine ausreichende Infrastruktur geschaffen werden. Ein wichtiges Beispiel ist hier die Schaffung von öffentlichen

WCs in ausreichender und sinnvoller Form. Die Standardboxen, die heute flächendeckend unsere Städte "bevölkern" – und verschandeln –, erregen eher Schwellenängste, als daß sie wirklich genutzt werden.

Die Stadtinformationssysteme, die mittlerweile ebenfalls allerorten eingerichtet werden, werden häufig nicht "begriffen". Die Grünphasen der Ampelanlagen werden der Mobilität älterer Menschen nicht angepaßt. Einzig und alleine beim ÖPNV sind deutlich bemerkbar Verbesserungen festzustellen, die jedoch dadurch konterkariert werden, indem der Fahrkartenverkauf komplizierter geworden ist und durch die Automaten regelrechte Barrieren aufbaut. Es wäre sicherlich kein Hexenwerk auch hier "Accessibility" zu schaffen. Es ist im wesentlichen nur eine Frage des allgemeinen Bewußtseins.

Die Verfügbarkeit und Verständlichkeit von Informationen, Bedienungssystemen u. ä. m. – seien es die Stadtinformationssysteme, die Fahrkartenschalter oder die Bankautomaten – müßten uneingeschränkt an die psychisch-mentale Konditionierung der Menschen angepaßt werden – und es handelt sich hier nicht nur um die Belange der älteren Menschen. Überflutung mit redundanten Informationen und Belästigung durch Werbung überfordert nicht nur Autofahrer, sondern auch andere Menschen, die eilig ein Ziel aufsuchen wollen. Es ist eine gewisse Sensibilität gefragt, sich darüber im klaren zu werden, im städtebaulichen Umfeld alle Dinge aus sehr unterschiedlichen physiologischen und mentalen Blickperspektiven zu bewerten.

Das Sehen beinhaltet beispielsweise vielfältige Teilaspekte wie den Visus, das Gesichtsfeld, die Farbperzeption, die Adaptation und Akkommodation, das Kontrastempfinden, das Helligkeits- und Blendempfinden usw. Das Hören umfaßt nicht nur die Schallempfindung, sondern vielmehr auch die Fähigkeit die Aufnahme

eines ausreichenden Spektrums an Schallfrequenzen, die psychologische Fähigkeit den Störschall auszublenden u. ä. m.

Waren es vormals ausschließlich Parameter für die Rollstuhlbenutzung, wie Schwellen- und Stufenlosigkeit, ausreichende Verkehrsfläche, Erreichbarkeit der Bedienungssysteme u. ä. m., werden wir künftig immer dringlicher auch Forderungen aufgrund der Diversität der sensorischen Wahrnehmung und der psychischen Konditionierung zu berücksichtigen haben. Gerade im Städtebau können sensorische und kognitive Aspekte wie konsequente, lückenlose und logische Gestaltung von Informationssystemen die Orientierung vereinfachen und Streß vermeiden helfen. Sind Informationsaufnahme und Orientierung infolge reduzierter sensorischer Fähigkeiten verschlechtert, so ist Streß und Verunsicherung vorprogrammiert. Komfort bedeutet in diesem Zusammenhang, durch Verbesserungen in der Informationsdarbietung kompensatorisch einzugreifen, womit die Ausgangslage für alle Gruppen verbessert wird, ohne daß der Eindruck von Barrierefreiheit entsteht. Gerade in besonders komplexen Situationen z. B. in öffentlichen Bibliotheken, Kliniken aber auch auf Bahnhöfen oder Flughäfen sind gute Leit- und Orientierungssysteme unabdingbar. Dies betrifft nicht nur die farbliche Gestaltung als vielmehr logisch-kognitive Aspekte, das Graphikdesign aber auch die situativ-strategische Positionierung der Informationsträger.

Im Zuge von Sanierungen im Städtebau sind noch viele Verbesserungen möglich, ohne tatsächliche Mehrkosten zu verursachen. Es muß seitens der öffentlichen Hand das Bewußtsein geschaffen werden, in einem Schritt nicht nur infrastrukturelle Sanierungen in Auftrag zu geben, sondern gleichzeitig auch adäquate Verbesserungen durchzuführen, die das Thema Barrierefreiheit miteinbeziehen. Es wären Investitionen, die im Hinblick auf die Zunahme der Dringlichkeit in Zukunft hohe Nachhaltigkeit haben würden.

Den selben Aspekt sollten Wohnungsbaugesellschaften beherzigen, die kontinuierlich ihren Wohnungsbestand unterhalten müssen. Sie sollten ihr Angebot an den tatsächlichen Bedarf anpassen und die Vorgaben überprüfen, die seit nunmehr 30 Jahren in den Köpfen herumschwirren. Die Familie mit zwei Kindern wird immer mehr zur Ausnahme. Die tatsächlichen Lebensformen finden kein adäquates Angebot auf dem Wohnungsmarkt. Ähnlich sind die Hochschulen gefordert, sich endlich des Themas anzunehmen und in Forschung und Lehre sich mit dem Barrierefreien Bauen auseinanderzusetzen, denn die Nachfrage steigt im zunehmenden Maße. Die sich ankündigende Umbenennung der Barrierefreiheit zum Universellen Bauen läßt hoffen, daß eine "Nischendisziplin" in der Mitte der Gesellschaft ankommt und zur Selbstverständlichkeit wird.

Integration wird zur Inklusion!